

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 240 Bydgoszcz / Bromberg, 19. Oktober 1937

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz

Roman von Talvin

(12. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

2. Die Geburt.

Vom Ladogasee bis zum Weißen Meer wird die Kreatur aus ihren Behausungen aufgescheucht. Vom Ladogasee bis zum Weißen Meer hatte sich die Kreatur neue Nester gebaut, neue Verstecke gesucht, neue Zuflucht und neuen Unterschlupf, als die Männer gekommen waren und quer durch unberührten Boden, durch uralte Quellen des Lebens für alles, was dort kreucht und fleucht, das Bett ausgehoben hatten für den Stalinkanal.

Genügt er noch nicht? Warum kommen sie schon wieder?

Nein, er genügt noch nicht. Es ist der Anfang. Es ist eigentlich gar kein Anfang. Es ist nur ein Notbehelf. Jetzt können die Schiffe vom Ladogasee durch die öde Einsamkeit Ostkareliens fahren, können durch den Onegasee und wieder quer durch graues und braunes Land fahren in das Weiße Meer, nach Archangelsk, nach Kola, nach Murman.

Rußland brauchte die Murmanbahn und Rußland brauchte den Stalinkanal. Ob die Totenscheine mit dem Zaristischen Adler oder mit Hammer und Sichel gestempelt werden spielt keine Rolle.

Rußland braucht noch mehr.

Vom Ladogasee am Onegasee vorbei bis zum Weißen Meer und an die Murmanküste dröhnt und hämmert es, rollt und stampft, es ist das Grollen eines fernen Gewitters. Und die Tiere fliehen und suchen eine Zuflucht.

Der Boden wird aufgewühlt und die Gewässer werden zugeschüttet und Draht und Eisen und Beton legt sich über die Erde.

Yrjö Pellinen peitscht auf die Pferde ein.

Es hämmert und es dröhnt, wohin das Ohr hört, und wohin das Auge blickt, sieht es eine dunkle Masse, die sich im Rhythmus harter Arbeit beugt. Hier wird ein Flugplatz gebaut, dort drüben wird das Gelände zu einem riesigen Bahnhof ausgehoben, mitten in der Wildnis, noch führen keine Dämme hin, auf denen einst die Schienen liegen werden. Sie werden nach Nordwesten führen, sie werden wahrscheinlich einmal den großen Landweg kreuzen, den die Finnländer von Rovaniemi nach Petsamo gebaut haben, sie werden weiter laufen bis zum Torneo-Elf und der Torneo-Elf kommt aus der Gegend von Narvik. Archangelsk ist schön. Narvik ist schöner.

Yrjö Pellinen weiß das. Bill Lektola weiß das auch. Aber er hat es etwas zu laut gesagt. Und deshalb haben sie ihn gestern geholt. Natürlich hat ihn der Unteroffizier Bertschow verraten.

Überall, wohin man kommt, drängen sich jetzt diese früheren Unteroffiziere der Roten Armee ins Land. Sie brauchen Platz und darum wird ihnen Platz gemacht. Sie machen sich selbst Platz. Weg mit den Finnen, weg mit den Kareliern. Was haben denn die eigentlich hier zu suchen? Sieht man es nicht an diesem Lektola, daß sie nur spionieren? Brauchen die zu wissen, was hier vor sich geht? Durchaus nicht. Weg damit.

Yrjö Pellinen flucht. Man wird doch noch sagen dürfen, daß das Eis im Hafen von Archangelsk nicht angenehm ist, das weiß doch ein jeder. Und Bill Lektola hat die Geschichte doch nur aus Stolz erzählt: daß wir einmal bis nach Narvik kommen, daß die russischen Schiffe als Herren ein- und ausfahren werden durch den breiten Fjord, hinaus auf den Atlantik und herein vom Atlantik. Das wird man doch noch sagen dürfen. Und daß der Weg von hier aus geht, weiß doch ein jeder. Daß er aber jetzt gepflastert werden soll, daß sieht doch ein jedes Kind. Schaut nur einmal die Baracken da drüben an — soviele Menschen haben diese Äcker in Jahrhunderten nicht gesehen. Warum soll Bill Lektola nicht darüber sprechen?

Yrjö Pellinen sieht die ersten Häuser von Petrosavodsk vor sich auftauchen. Dahinter glänzen in mittem Grau die Fluten des Onegasees. Der Himmel ist schwer wie Blei. Die Luft ist blaugrau. Es wird ein Schneeregen kommen.

Yrjö Pellinen wird mit Silving selbst sprechen. Er hat keine Lust, sich von diesem Bertschow sagen zu lassen, er, Pellinen, „würde auch bald drankommen." Dafür hat man jetzt die ganze Zeit geschafft und gearbeitet, und daß so ein hergelaufener Unteroffizier, wer weiß aus welchem russischen Dorf, einem das zu sagen wagt! Er soll doch froh sein, wenn die Bauern Interesse zeigen an diesen Arbeiten, er soll froh sein, wenn ein Mann wie Lektola ihnen erklärt, warum gerade hier bei uns das alles gemacht wird, wenn er ihnen sagt, daß hier die wichtigste Etappe zu liegen kommt. Das soll man nicht sagen? Ja, warum denn nicht? Weil wir es finnisch sagen und nicht russisch? Warte, Bürschchen!

Yrjö Pellinen ist wütend. Nun versäumt er wieder zwei oder drei Tage, gewiß, er kann allerhand in der Stadt erledigen, er war schon über ein halbes Jahr nicht mehr in der Stadt, aber daheim gibt es Arbeit. Er ist schließlich für das Kollektiv verantwortlich, aber er weiß, daß nicht viel geschafft wird, wenn er nicht da ist. Da singen sie lieber und erzählen sich Geschichten, sie sind wirklich faul.

Aber schließlich will er sich nicht so abführen lassen wie sie den Bill Lektola abgeführt haben. Das hatte er denn wirklich nicht verdient. Und nicht einmal richtig Abschied konnte er nehmen von seiner Frau, wer weiß, wann er wieder zurückkommt. Aber Yrjö Pellinen wird auch darüber mit Silving sprechen. Da könnte ja ein jeder kommen. Was denen auf einmal einfällt?

Die Pferde traben auf Kopfsteinpflaster und kommen jetzt auf Granit. Yrjö Pellinen ist in der Stadt.

Er stellt sein Gespann in einen alten Hof, wo die Pferde gut versorgt werden, den Pferden darf es nicht schlecht gehen.

Er geht durch das Hoftor und überlegt sich, ob er hier in dieser Tee- und Schnapsstube zuerst etwas trinken soll. Nein. Das wird er nachher machen, zuerst geht er zur Regierung, zuerst muß er das dem Silving sagen.

Michael Grupin bleibt vor dem Laden stehen. Er zieht seinen Schal unter den Mantelkragen etwas fester um den Hals, er drückt seine alte, abgeschabte Pelzmütze etwas fester auf den Kopf und herab auf die Ohrläppchen — es zieht hier ziemlich stark um die Ecke.

Aber hier muß er stehen bleiben, das muß er sich denn doch etwas genauer anschauen, diese schönen Sachen, da läuft einem ja das Wasser im Munde zusammen, das ist denn doch zu schön. Wo hat er denn seine Augen, daß er dies noch nicht gesehen hat, er geht doch oft hier vorbei, er geht doch jahrelang fast jeden Tag durch diese Straße, freilich kennt er den Laden, aber daß die so schöne Sachen haben, das hat er denn doch noch nicht gesehen. Wo hat er denn seine Augen? Michael Grupin träumt sehr gerne.

Das wäre eigentlich etwas für die Kinder. Diese Leckerbissen haben sie ihr Lebtag noch nicht im Munde gehabt. Das ist jetzt doch sonderbar, daß er diese Hirschbeeren noch nicht in dem Laden gesehen hat. Er kann sich überhaupt nicht erinnern, daß er sie in den letzten Jahren irgendwo gesehen hat. Aber sie wachsen noch, sie sind noch nicht ausgestorben, sie sind noch nicht — da liegen sie ja. Michael Grupin zieht die Nase hoch. Diese Beeren hat es bei ihnen zu Hause in seiner Jugend oft zu schönen, dicken Mehlspeisen gegeben. Das weiß er noch ganz genau, wie seine Mutter immer im Herbst auf dem Markt gefragt hat, ob die Beeren noch nicht reif seien. Und da hat sie nur diese schönen, dicken, fleischigen, weißgelben Hirschbeeren gemeint damit.

Michael Grupin schüttelt den Kopf. Es ist doch eigentlich sonderbar, daß diese Beeren der kargen Einsamkeit soviel Vitamine enthalten, soviel Zucker und so viel Phosphor, man könnte eigentlich eine Zeitlang ganz gut ausschließlich von ihnen leben. Michael Grupin kennt die Zusammensetzung der Nährstoffe in diesen Beeren ganz genau, Michael Grupin war früher einmal Gymnasiallehrer gewesen, und obwohl Botanik und Chemie gerade nicht sein Fach war, hat er sich doch von jeher gerne mit diesen Dingen beschäftigt. Man muß doch schließlich wissen, was man ißt, und überdies ist es doch geradezu herrlich, wenn man weiß, woraus die Dinge bestehen.

Diese Beeren wären wirklich etwas für die Kinder. Er sollte eigentlich ein Gedicht darauf machen, das ist eine Idee, das ist eine herrliche Idee. Da kann man anfangen, wie im Herbst die Frauen auf die Bäuerinnen warten — nein, das geht jetzt schon wieder nicht. Es ist besser, man schweigt von dieser Zeit. Aber man kann anfangen davon, wie ein Wanderer in der Wildmark, der schon nahe am Verhungern ist, plötzlich an einem Strauch diese Beeren sieht — aber Wanderer in der Wildmark Das ist etwas gefährlich, Michael Grupin kennt sich da aus, was hat ein Wanderer in der Wildmark verloren? Da wird man gleich nachforschen, wo dieser Strauch steht, und auf einmal steht er an der Grenze nach Petsamo — nein, damit kann man nichts anfangen. Es ist überhaupt besser, man spricht auch gar nicht vom Hunger, das gibt nur Komplikationen, man muß mehr von dem Genuß sprechen. Aber das ist nun auch wieder reiflich zu überlegen, man darf hier nicht zu individualistisch sein und nicht zu genießerisch. Man muß vorsichtig sein mit diesen Beeren, wirklich vorsichtig. Man muß es anders anfangen.

Michael Grupin ist zufrieden, seine Augen können sich jetzt mit etwas anderem beschäftigen — da schau doch einmal einer an, da gibt es sogar Krabben! Wie lange hat Michael Grupin keine Krabben mehr gegessen? Ach, es ist nicht auszurechnen. Krabben! Natürlich gibt es hier Fische genug, aber was sind diese stinkigen Fische gegen diese herrlichen Krabben! Das wäre nun wirklich etwas für die Kinder, das wäre sogar sehr nützlich, denn in diesen Krabben ist sehr viel Jod enthalten, das weiß Michael Grupin auch wieder, und Jod ist ganz gut fürs Gehirn. Nein, an Intelligenz fehlt es nicht, Michael Grupin hat doch sogar einen Orden bekommen für seine Intelligenz, als er in den ersten Kriegsjahren ein Poem für den Zaren gemacht hatte, das in der Zeitung erschienen war und dann auf wunderschönem Papier nach Petersburg geschickt wurde. Freilich, das war nun auch so eine Sache, hier in dieser kleinen Stadt wollten einige Leute dieses Gedicht gar nicht vergessen, obwohl er selbst nicht mehr den geringsten Wert darauf legt. Was soll man denn damit anfangen? Er hat es schon lange vergessen und er wundert sich, warum es die anderen nicht genau so machen. Hat er nicht damals, als die Nordarmee zurückgeschlagen wurde von den Roten, auch schnell ein Gedicht gemacht, ein herrliches Gedicht, wo er sogar noch gegen die „raubgierigen Söhne Albions" gewettert hat, die damals von Archangelsk aus der Nordarmee noch geholfen haben? Natürlich hat er das gemacht, er hat es sogar in der Wirtschaft vorgelesen, es ist nicht gedruckt worden. Außerdem hatte die Zeitung schließlich etwas anderes zu bringen, denn gleich darauf kamen die finnischen Jägerbataillone wieder über die Grenze, damals wäre es beinahe schief gegangen. Was diese Finnen doch für Kerle waren, also da mußte man nun, wenn man gerecht sein wollte, doch Achtung davor haben. Wie die einfach da in das Land hereinmarschierten, es war wirklich bewundernswert. Michael Grupin gehört wahrlich nicht zu den Leuten, die den kriegerischen Mut eines Feindes nicht zu schätzen wissen, das machen nur ungebildete Menschen, er hat damals auch ein Gedicht gemacht auf die finnischen Reiter, deren Vorhut schon beinahe vor Petrosavodsk stand. Es hätte doch möglich sein können, daß sie in die Stadt kamen, und dann wäre es auf jeden Fall im Interesse der Stadt gelegen, wenn der finnische Kommandant mit einem schönen Poem auf dem Marktplatz begrüßt worden wäre.

Die Bürger der Stadt Petrosavodsk wären ihm hinterher sicher dankbar gewesen für seine weise Voraussicht. Er hätte den Dank natürlich abgelehnt, freilich, man hätte ihm eine schöne ruhige Stelle geben können, wo er sich nicht so anzustrengen brauchte und nebenher seine Dichter lesen konnte und endlich selbst an das Werk seines Lebens herantreten. Mehr hätte er gar nicht gewollt. Dieses Gedicht hat er natürlich nicht in der Wirtschaft vorgelesen, das wäre auch gar nicht angebracht gewesen, denn es hätte ja dann den Charakter der Überraschung verloren. Als die finnischen Reiter sich dann wieder zurückzogen, hatte das Gedicht überhaupt keinen Wert mehr. Rein ästhetisch natürlich schon, aber die ideelle Wahrheit war ihm doch geraubt — was waren denn das schon für tapfere Feinde, die sich wieder zurückziehen! Michael Grupin war da sicher einer falschen Berichterstattung zum Opfer gefallen, nein, wie konnte er nur den Mut eines solchen Feindes besingen? Gar nichts waren, Feiglinge waren sie, nichtsnutzige Parasiten, Hyänen des Kapitalismus. Er hatte auch damals in diesem Sinne eine Rede in der Wirtschaft gehalten, und die hätte man eigentlich aufschreiben müssen, denn sie war, wenn er es sich richtig überlegt, ein rhetorisches und ideologisches Meisterwerk. Nein, an Intelligenz fehlt es Michael Grupin wirklich nicht und die Kinder können sich in dieser Hinsicht nicht beklagen. Wenn man es richtig überlegt, haben sie gar kein Jod nötig, wozu denn? Und den rein ästhetischen Genuß des Krabbenessens verstehen sie noch nicht, es ist wirklich besser, wenn man sie nicht frühzeitig verwöhnt.

Diese schönen Rotrüben! Wo kommen denn die jetzt her? Die sind sehr gesund für das Blut, denn sie enthalten viel Eisen. Das weiß Michael Grupin auch, er weiß auf diesem Gebiet einfach alles. So ein bißchen Eisen in das Blut könnte den Kindern eigentlich nichts schaden, man verwöhnt sie durchaus nicht damit, sie sehen etwas bleich aus in der letzten Zeit. Aber da ist natürlich auch die Luft im Zimmer daran schuld, da kann er zu Natascha sagen, was er will, sie macht einfach alles in dem Zimmer: da kocht sie und da wäscht sie und dann soll die Luft gut sein, wenn man nachts darin schlafen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Sein letzter Hirsch.

Jagdskizze von Wilhelm Hochgreve.

Im gilbenden Laube der Ebereschen leuchten die Dolden der reifen Früchte. Verglimmt ist das Blütenfeuer der Fingerhüte und Weidenröschen bis auf die wenigen, die abseits im Schatten einer Felswand oder eines Wurfbodens zu später Entfaltung kamen. Ein feiner Hauch von Rosarot liegt über dem sommermüden Schmielengrase, das die Waldblöße überzieht. Es wogt und wellt sich, wenn der Wind hineingreift. Aegidi liegt schon vierzehn Tage zurück, der Mond will sich runden, und kühl sind die Nächte. Der Revierförster wartet auf den ersten Hirschschrei. Daß die hohe Zeit des Rotwildes, die Brunft, in Gang kommt, las der Alte schon vor Tagen aus dem Fährtenbilde im Hohlwege, der den größten Teil seines Beganges durchschneidet. Dieser feuchte auf der großen Strecke seit Jahren nicht befahrene Weg enthält auch die besten Suhlen des Reviers, und an denen ist seit Tagen Brunftwitterung, für die Nase des Alten angenehmer als alle künstlichen Rosendüfte der Damen, deren Weg er häufig im nachbarlichen Kurort kreuzen muß.

Nach der Fährte, fast so groß, daß die siebzehnjährige Nichte, die der Tante 'mal wieder die Zeit vertreibt, ihr kleines Füßchen hineinstellen könnte, ist der Hirsch stark. Aber die Fährte eines Berghirsches trügt oft sehr. So zog der alte Achter, den der Förster im Vorjahre streckte und für den er den silbernen Ehrenbecher erhielt, eine nur schwache Fährte, weil die Schalen vom Gestein abgeschliffen waren. Aber von diesem Hirsch weiß er, daß er über zehn, wenn nicht zwölf Jahre alt ist. Denn er kennt ihn schon vier Jahre als Eissprossenzehner mit meterlangen Stangen und mehr als armlanger Auslage. Den darf er schießen, und den muß er haben, seinen letzten Hirsch. Denn im nächsten Jahre wird er „i. R." und mit ihm sein Wotan, der hirschrote Schweißhund mit der dunklen Maske, dem die Richter bei der letzten Pfostenschau noch trotz der neun Jahre einen zweiten Preis auf „Schönheit" gaben. Und im Vorjahr auf der letzten Gebrauchssuche holte der wackere Weidgehilfe noch den ersten Preis mit zwei erfolgreichen Hetzen an einem laufkranken und einem weidwunden Stück, auf deren Wundfährten alle übrigen jüngeren Hunde versagt hatten. „Was, Wotan", sagt der Alte, wie der Hund sich in die Fährte saugt, „das ist 'n Hirschchen, was? Wird unser letzter, Wotan!" Aber der Hund sieht ihn ungläubig an, als wüßte er, daß sie ihn noch öfter brauchen werden, seine Nase, seine Ausdauer, seine Erfahrung auf Nachsuche, und damit tröstet sich der Alte. Wenn er auch später keinen Hirsch mehr schießen soll, wenn nur Wotan noch Arbeit bekommt und nicht einrostet. Geweihe hängen sowieso genug an der Wand, so viele, daß Mutter die schwächsten in der Fremdenkammer aufgehängt hat, damit die andern nicht so eng hängen.

Wieder prüft der Alte die Fährten von Kahlwild, in denen die eines guten Hirsches stehen. Aber das ist wieder ein anderer. Also kommt die Brunft in Gang! Es ist Spätnachmittag. Der Förster legt den Wotan ab, der so lange am Platze ausharrt, wie es verlangt wird. Aber sein Herr schlingt dennoch den Schweißriemen um die nächste Fichte. Dann pirscht er allein weiter und steigt auf den Hochsitz am Rande der großen Blöße gegenüber der Hauptdickung des Reviers. Wie Riesentiere der Vorzeit ragen hier die Wurfböden vom Sturme überwältigter Fichten auf, dazwischen Blöcke von Granit. Eine herrlich-wilde Urlandschaft in erhabener Höhe. Das soll ich nun nächstes Jahr verlassen?

Da reißt der jähe Schrei eines starken Hirsches den Alten aus seiner Grübelei. Wieder rollt das Röhren aus der Dickung über die Blöße hin. Der Wind ist günstig. Der Tabak aus der Pfeife zieht in langen, blauen Wolken in den Stangenort hinter dem Hochsitz. Der Alte sucht mit dem Glase die Blöße ab. Da tritt Wild aus der Dickung, zuerst das Leittier, dann sein Kalb, dann nacheinander und nebeneinander sieben, acht, zehn, zwölf Stücke. Sie ziehen äsend auf die Blöße. Wo nur der Hirsch bleibt? Da äugt das Leittier zurück nach der Dickung, und nun sichern fast alle Stücke nach dort. Ein kurzer Trenser grohnt von da herüber. Jeden Augenblick muß der Hirsch austreten. Der Alte legt die Pfeife auf das Sitzbrett, nimmt die Büchse und zielt. Das Licht reicht noch für den sauberen Schuß über Kimme und Korn, aber wenn der Hirsch nicht — — — da tritt er aus! Der Förster führt das Jagdglas ans Auge.

Doch was ist das? Das ist ja gar nicht der alte Eissprossenzehner! Das ist ein Hirsch, den er hier zum ersten Male sieht, der ungerade Achter mit langen Stangen und auffällig langen, kaum gekrümmten Augsprossen. Das ist der Hirsch, den schon in der Feistzeit ein Jagdgast schießen sollte. Ein gefährliches Geweih, und ein alter Hirsch! Aber den soll ein anderer schießen. Sollte dieser Hirsch den alten Eissprossenzehner, der hier Platzhirsch sein muß, abgekämpft haben? Vielleicht gar — —?! Der Alte wagt die Befürchtung nicht auszudenken. Sein letzter Hirsch! Noch hofft er, daß dieser Hirsch nur zufällig beim Rudel steht oder daß es vielleicht ein anderes Rudel ist, das sonst meist jenseits der Dickung austrat. Es wird dunkler. Nur wenn das Wild sich bewegt, ist es von den Granitblöcken zu unterscheiden.

Da — — Sprenglaute! Glas hoch! Der Förster sieht noch, wie der erste Hirsch einen zweiten mit tiefem, rauhem ö — — ö — ö — ö im Troll annimmt und der andere sich zum Zweikampf stellt. Die Geweihe klappern und krachen ineinander. Hin und her schiebt sich eine von Eifersucht und Wut gestachelte Körpermasse, taucht unter im Dunkel der heraufziehenden Nacht, und Sprenglaute und ein wilder Schrei, der wie ein Halali auf das Gemüt des alten Jägers wirkt, kündet das Ende. Der Förster greift die Büchse und nimmt von der Bank die erkaltete Pfeife. Dann steigt er hinunter, holt den Wotan und geht heim. Er hört kaum das Röhren mehrere Hirsche, die nahe und fern melden. Ihn bewegt die Frage: Fiel ein Hirsch im Kampfe und welcher? Die Frauen sind schon zu Bett. Der Alte sitzt in der dunklen Stube, über deren beutereiche Wände ab und an ein Lichtschein huscht, wenn im Kamin die Flammen am Buchenscheit aufzucken. Wotan läßt sich beinahe schmoren, so nahe liegt er lang gestreckt vor der Glut, und hetzt im Halbschlafe, träumt vom Jagen in den Bergwäldern. Sein kurzes „Hu — wu — hu, wu — hu" wird bisweilen übertönt vom Schnarchen seines Herrn, der im Lehnstuhl eingenickt ist.

Eine Stunde vor Tag sind die beiden schon wieder draußen und warten, bis Nacht und Nebel abgezogen sind. Das Rudel auf der großen Blöße zieht heute früh ein, so früh, daß der Hirsch, der ihm knörend folgt, nicht mehr anzusprechen ist. War's der Achter oder der Zehner? Noch hegt der Alte die Hoffnung, daß sein Hirsch lebt. Mit gutem Winde gehen Herr und Hund den Kampfplatz vom Vorabend an. Dort war's . . . Zerwühlt und zerstampft der Boden, Fichtenwurzeln aufgerissen, Abfallholz zerknickt, aber kein verendeter Hirsch! Schon will der Alte die Pfeife anbrennen, da ruckt ihn sein Wotan am Schweißriemen an. Die Nase des Hundes saugt sich an den Boden, und der Riemen wird straffer. Der Alte hört wie immer auf den Hund, dessen Nase stets recht behalten hat. „Such verwundt, mein Hund!" Wotan verweist Schweiß, immer mehr Schweiß. Wildbretschweiß! Kann noch gut gegangen sein, denkt der Alte, wie er den langen Schweißriemen abdockt.

Aber jetzt: weidwund! Am langen Riemen zieht auf der Wundfährte der Hund seinen Herrn nach, hundert Meter über die Blöße und dann in die Deckung hinein. Da poltert es vor ihnen und bricht es in den rauhen Fichten. Der Förster schnallt den Hund, indem er ihm die Halsung abnimmt, und hetzt ihn an. Mit jagdfrohem Laut bricht Wotan hinter dem kranken Hirsch her, und nun ertönt die köstlichste Musik, die je beim Jagen das Ohr und Gemüt des Weidmannes entzücken kann: der Standlaut des Rüden vor dem gestellten Wilde. Der Fangschuß auf den Hals des Hirsches schneidet das Läuten des Hundes ab, der sich nun knurrend das Abliebeln durch seinen Herrn gefallen läßt. So kam des alten Forstmannes letzter Hirsch zur Strecke, der zugleich der letzte Hirsch, das letzte Opfer des „Mörders" war. Denn dieser fiel am nächsten Abend durch die Kugel eines Gastes, den der Revierbeamte eiligst herbeigerufen hatte.

Die ausgefallene Geisterstunde.

Eine Anekdote von O. G. Foerster.

Eines Abends im Herbst Anno 1737 ließ der Bürgermeister der böhmischen Stadt Leitmeritz in aller Stille alle Ratsherren zu sich kommen, um mit ihnen über die schreckliche Neuigkeit zu beraten, die ihm soeben gemeldet worden war.

„Denken Sie sich, meine Herren!“ ächzte er, „man will mich und den gesamten Rat aus dem Amt jagen und einkerkern! Revolte, Aufstand, Mord und Totschlag drohen unserer Stadt noch in dieser Nacht!“

Die Heren vom Rat schüttelten die Köpfe, daß die Zöpfe wackelten.

„Kommen die Saazer?“ fragte der Brauer Mikop ängstlich. „Dann muß die Bürgerwehr alarmiert werden. . .“

Nein, die Leute aus Saaz waren es nicht, obschon zwischen Leitmeritz und Saaz damals grimmige Feindschaft herrschte.

„Die Bürgerwehr gehört mit zu den Aufständischen!“ rief der Bürgermeister verzweifelt. „Die ganze Bürgerschaft revoltiert! Sie meint, wir hätten zu hohe Steuern auf ihr Bier erhoben, und nun sind sie außer Rand und Band und wollen den Rat stürzen. Der Nachtwächter Kasimir Kalasch hat die Verschwörer gestern nacht im „Goldenen Ochsen“ belauscht. Heute nacht mit dem zwölften Glockenschlag wollen sie alle zum Markt stürmen, die Ratsherren und mich fangen und einsperren und einen neuen Rat wählen . . .“

Schreck und Zorn erhitzte die Gemüter der hohen Versammlung. Einige waren dafür, sogleich mit den zehn Polizeidienern sämtliche Bürger zu verhaften, andere meinten, es wäre klüger, sich im Rathause zu verbarrikadieren. Franz Bäuerle aber, der alte Kantor und Rektor, schüttelte den Kopf.

„Wozu das Blutvergießen?“ sagte er. „Die Leute werden schon wieder vernünftig werden. Und heute nacht geschieht nichts, dafür laßt mich schon sorgen.“

Er unterbreitete dem Rat seinen Plan, und man willigte nach einigem Hin und Her ein. — — —

Als die Turmuhren von Leitmeritz die elfte Stunde verkündet hatten, kletterten ein paar junge Burschen, die dem Rektor treu ergeben waren, auf die Türme und machten sich an den Uhren zu schaffen. Niemand sah sie, denn es gab dazumal noch keine Straßenbeleuchtung in der kleinen Stadt.

Einige Minuten vor zwölf aber standen die Bürger hinter ihren Haustüren und harrten grimmig auf die Geisterstunde, in der sie gemeinam hervorbrechen und den Rat stürzen wollten.

Jetzt hallte der helle Glockenton der Rathausuhr über die stille Stadt. Die Aufrührer hielten den Atem an, um die Schläge mitzuzählen. Aber — was war denn das? Es blieb bei dem einen Glockenschlage!

„Höllische Schlamperei!“ brummte der Metzgermeister Zwiebelgarn, der sich mit seinem längsten Schlächtermesser bewaffnet hatte und neben seinem Hausgenossen, dem dürren Schneider Zinn, hinter der Haustür stand, „da sieht man es, was für einen Rat wir haben! Nicht einmal die Uhr können sie richtig stellen!“

Doch in diesem Augenblick schlug auch die Uhr von der Andreaskirche und gleich danach die vom Jakobsturm, und beide schlugen laut und vernehmlich eins . . .

„Es ist wirklich schon eins!“ flüsterte Zinn und hörte auf zu zittern, weil er annahm, daß es nun zu spät zum Kampf sei.

Der Metzger schüttelte verblüfft den Kopf.

„Verdammt!“ rief er, „wir haben uns vorhin verhört, als es elf schlug! Da war es schon zwölf! Aber man hat doch keinen Kampflärm gehört . . .!“

Er schloß die Tür auf und trat auf die Straße. Da kam ihm schon der Nachbar Peter Holstein entgegen.

„Ist denn heute alles verhext?“ fragte er, „warum stürmen wir nicht das Rathaus? Es ist ja schon eins!“

Sie berieten lange, was sie tun sollten. Schließlich kamen sie zu dem Ergebnis, daß sie sich gestern geirrt hätten und daß der Aufstand wohl erst morgen losgehen sollte. So gingen sie, ein wenig abgekühlt und nicht ganz unzufrieden, heim und legten sich schlafen. In ähnlicher Weise hatten sich auch in allen anderen Häusern die revoltierenden Leitmeritzer mit der seltsamen Tatsache abgefunden, daß die Geisterstunde ausgefallen und niemand zur rechten Zeit aufgebrochen war, um den bierfeindlichen Rat zu fangen.

Als es in allen Straßen und Häusern wieder still war, bewegten sich die Uhrzeiger an den Türmen wieder um die eine Stunde zurück, die der listige Kantor sie um elf Uhr hatte vorstellen lassen.

Als der Tag anbrach, lasen die Bürger am Rathaus eine Bekanntmachung, aus der hervorging, daß der hohe Rat die Biersteuer auf den alten Stand gesenkt habe. Da waren die Leitmeritzer guter Dinge, und niemand sprach mehr von Aufruhr und Gewalt.



Bunte Chronik



Kilometerfresser hat Pech. Durch ein kleines normanisches Dorf rast ein großes, elegantes Auto, neugierig bestaunt von den Bauern. Der Besitzer des Wagens, der selbst das Steuer führt, fühlt sich von der Bewunderung, die seinem Wagen entgegengebracht wird, offenbar geschmeichelt. Vor dem Wirtshaus hält er an. Ein Mann aus der Menge nähert sich ihm, beguckt den Wagen interessiert und sagt dann: „Er läuft anscheinend recht gut. Ich schätze, das waren an die 60 Stundenkilometer.“

Der Autobesitzer lächelt verächtlich: „60? Das waren mindestens 115.“

Darauf zieht der Mann ein Buch aus der Tasche und sagt trocken: „Dann muß ich Sie aufschreiben. Mehr wie 60 Stundenkilometer sind hier nicht erlaubt, mein Herr Ich bin der Feldhüter und habe auch auf die verfluchten Automobilisten aufzupassen.“

Der Automann machte ein recht verdutztes Gesicht.



Lustige Ecke



Die resolute Frau.



„Zwei Stunden zu spät zum Mittagessen!“
„Ja aber, Schatz, ich bin überfahren worden!“
„Das brauchte wohl nicht zwei Stunden zu dauern!“

*

Ein Mann, den keine Weiberträne rührt.

„Rührt Sie das gar nicht, wenn Ihre Frau so weint!“
„Nein, das ist bei ihr der reine Wassersport.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.